

(Nachdruck verboten.)

18]

Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Sonst aber fiel Wiedemanns Samen auf gutes, fruchtbares Land, und Asmus fühlte wohl, daß die Stimmung gegen ihn wuchs.

Sollten sich hier die Reiden aus der Knabenschule wiederholen? O, sie sollten es nicht nur hier!

Unter den Giftpflanzen ist eine, die keines Samens und keines Keimes bedarf, die auch aus Nichts entstehen kann wie die Schöpfung Jahwehs, das ist die Verleumdung. Sie braucht nur einen guten Boden, dann erzeugt sie sich aus nichts.

Eines Tages wurde Asmus von Seybold gestiftet, von demselben Seybold, der bei der Präparandenprüfung einen so sicheren Blick für Sempers Arbeiten und eine so lebhafteste Teilnahme an seinen Erfolgen bekundet hatte. Er war von einer ganzen Korona von Seminaristen umgeben und hub also an:

„Hier wird behauptet, Du hättest dem Direktor angezeigt, daß Müller und Warnde nach der letzten Kneipe den Unterricht geschwänzt und im Botanischen Garten ihren Vater spazieren geführt hätten.“

Wäre nun Asmus Semper irgendein anderer gewesen, so würde er vielleicht gesagt haben:

„Vermühe Dich bitte sofort mit mir zum Direktor, damit wir die vollkommene Unwahrheit dieser Behauptung feststellen.“

Oder er würde wie jener Yankee gesprochen haben, den jemand einen Schurken nannte und der freundlich erwiderte:

„Damit, mein Verehrtester, daß Sie es behaupten, ist es noch lange nicht bewiesen.“ Aber war er besonnen gewesen, so wäre er nicht der Semper gewesen, und also erwiderte er:

„Wer das sagt, ist entweder ein Lump oder ein Idiot.“ Das Blut seiner Mutter schlug mit Flammen zum Dach hinaus.

Auch diese Antwort war ja richtig; aber ihre Nichtigkeit wurde nicht zugestanden.

„Gahaaa“, johlte die Korona, „da haben wirs, wir sind alle Lumpen und Idioten!“

Wäre Asmus jener Yankee gewesen, so hätte er gesagt: „Dieser Schluß entbehrt durchaus der logischen Richtigkeit“; statt dessen verzog er das bleiche Gesicht zu einem Ausdruck grenzenloser Verachtung und sagte:

„Bitte, ich sagte: oder.“

Sie stupten einen Augenblick, und als sie diese Antwort begriffen hatten, tobten sie und erklärten Asmus Semper wegen seines „Hochmuts“, seiner „Frechheit“ und seiner „Inkollegialität“ in Verhaft. Die Inkollegialität bestand darin, daß er mehr wußte und konnte als Seybold, Wiedemann und Kompagnie und dies in seinen Arbeiten schamlos zu erkennen gab.

Vor Asmussens Augen stand sein alter herrlicher Schulmeister, Herr Cremer, wie er dem Quintus Fabius nachahmte. Er pflegte zwei Falten in seinen Rock zu machen und zu sagen: „So stand Quintus Fabius vor der karthagischen Ratsversammlung und sagte: Hier in den Falten meiner toga habe ich Krieg und Frieden — wählt!“ So hatte das Schicksal in Gestalt der Seybold, Wiedemann und Genossen vor ihm gestanden, und genau wie die Karthager hatte er geantwortet: „Gebt, was Ihr wollt.“ Und Quintus Fabius Seybold hatte gesagt: „So hab denn Krieg.“

Und so war es also Krieg.

Ja, wenn es noch ein richtiger, ehrlicher Krieg gewesen wäre. Aber es war die bekannte Guerilla böser Schikanen, in deren Erfindung die Jugend so grausam ist und in der das „Zwanzig gegen Einen“ durchaus nicht für unehrenhaft gilt. Wenn er des Morgens kam — gerade jetzt wieder in einem geschenkten Rock, der ihm viel zu weit war — dann bildeten sie Spalier, erwießen ihm höhnische Ehren und spotteten über seinen Rock.

„Der Kerl is 'n richtiges Original!“ rief der Bauernsohn Rohweder, der seinen heimischen Akzent nicht abzulegen vermochte. Er hielt „Original“ für etwas sehr Schimpfliches.

Oder sie lösten ihm von der Milchflasche, die in seinem Bücherfach lag und deren Inhalt sein Frühstück ausmachte, wenn das Brot nicht schmecken wollte, den Stöpsel, so daß die Milch über seine Hefte und Bücher floß und ihm seine sorgfältigen Ausarbeitungen verdarb. Daß er dann nichts zu trinken hatte, war schlimm; daß seine Arbeiten beschmutzt waren, war schlimmer; aber das schlimmste war die Niedrigkeit, die sich in solchen Tüden zu erkennen gab: sie beschmutzte ihm sein Weltbild. Den Haß nahm er hin als etwas Gleichgültiges; er liebte den geselligen Verkehr mit Menschen, aber er brauchte ihn nicht; wie sein Vater, so war er, wenn es sein mußte, sich selber Gesellschaft genug. Aber Niedrigkeiten konnten ihn in eine heilige Wut und dann in eine tiefe, vollkommene Niedergeschlagenheit versetzen. Wenn so etwas in der Welt möglich war, dann . . . Er verfolgte den Gedanken nicht weiter; er wollte ihn nicht weiter verfolgen.

Er wußte sehr wohl, daß die Hauptursache ihrer Feindseligkeit der Neid war. Aber auch andere Schüler gaben wohl einmal Anlaß zum Neide; warum kam der Haß nicht auch gegen sie zum Ausbruch, oder wenn er zum Ausbruch kam, in so viel harmloserer Form? Er hatte nicht die Gabe, die Menschen im ersten Ansturm zu gewinnen, das wußte er. Er war nicht schön, wenn auch Flora, die verführerische Nachbarstochter, und jenes kleine Fräulein, mit dem zusammen er einmal Komödie gespielt hatte, ihn unmerklich gern gehabt und ihm dies keineswegs verborgen hatten; er hatte keine Liebenswürdigkeiten, die schnell bezaubern. Aber hatte er denn etwas Abstoßendes, etwas, das ihm Feinde machen mußte?

Er hatte es, ohne es zu wissen und zu wollen.

Das Wort des Boonius an seinen Sohn:

„Härte Deine Hand nicht durch den Druck
Von jedem neu gebedten Bruder.“

hatte ihm deshalb immer so gut gefallen, weil es seinem Wesen so gut entsprach. Ost empfand er gleich bei der ersten Begegnung mit einem Menschen Zuneigung oder Abneigung, und wo er Abneigung empfand, haßte er sogleich etwas von einer schroffen Wand, an der nicht hinaufzukommen war. Das nehmen die Menschen sehr übel und nennen es hochfahrend und arrogant. Und er war viel zu jung, um sich objektiv zu betrachten und diesen Zug an sich selbst zu erkennen.

Zimmerhin hatte er eine Minorität auf seiner Seite. Sofort bei Ausbruch des Konfliktes hatte sich Morienz mit tausend heroischen Gesicht- und Körperverrenkungen zu Semper geschlagen, etwa wie Herzog Ernst zu Berner von Riburg, wenn er ruft:

„Gin fahr ich, ein zwiefach Geächteter,
An meinen Fersen heftet sich der Tod,
Und unter Flügen trachtet mein Genid.
Som Berner laß ich nicht!“

und sieben oder acht Weherzte hatten sich ihm angeschlossen. Das war nun die Fraktion Semper; bei den Feinden aber hießen sie „die Schäflein“, weil sie nach deren Meinung im allgemeinen ein unrühmlich gesittetes Betragen zeigten.

20. Kapitel.

(Asmus ist trotz seiner trüben Erfahrungen anderer Meinung als Schiller und verfällt in eine unglückliche Liebe.)

Die Schäflein hätten nun nicht deutsche Jünglinge sein müssen, wenn sie sich nicht sofort zu einem Verein zusammengeschlossen hätten. Der Verein erhielt den Namen „Treue von 1880“, womit aber nicht gesagt sein sollte, daß dies für die Treue ein besonders guter Jahrgang sei; man wollte nur, da der Bund doch zweifellos bis in die Jüden des jüngsten Gerichts dauern würde, den nachlebenden Geschlechtern das Gründungsjahr ein für allemal einprägen. Den acht oder neun Seminaristen gesellten sich bald einige Musiker, junge Kaufleute und Beamte zu, und nun ging es an die höchsten und tiefsten Probleme der Kunst und des Lebens, und Fragen wurden gelöst, die vorher und merkwürdigerweise auch noch nachher die stärksten Geister in Bewegung gesetzt haben. Semper wurde Präses und sprach heute über den Graßtempel bei Albrecht von Scharfenberg und den gotischen Baustil, das nächste Mal über Meteore und Meteorite, und wieder das nächste Mal knüpfte er kühne Gedanken an Schillers Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“, dessen resigniertem

Optimismus er sich natürlich als Ahtzehnjähriger nicht an- schließen konnte. Seine Glanznummer aber war der „Faust“, den er aus dem Kopfe vortrug, und nur das eine betrübt ihn ein wenig, daß seine Freunde, so beifällig sie auch die ersten Partien der Dichtung aufnahmen, doch immer am un- bändigsten über die Sauserei in Auerbachs Keller und über das „verdamnte Mas“ und die „verfluchte Sau“ in der Hegen- füche jubelten. Fühlten sie denn nicht, daß der Prolog im Himmel, die Monologe, die Gretchenlieder, die Kerkerzene viel gewaltiger und schöner waren? Das schlimmste war aber doch, daß bei einem Vereinsfeste, bei dem auch Gäste zugegen waren, ein dicker Magazinverwalter auf ihn zutrat und sagte:

„Djunger Mann, Sie haob'n jao'n kullosoales Gedächtnis! Mit dem Gedächtnis können Sie 'ne Frau mit achtzig- tausend Mark kriegen.“

Er dachte sich dies Gedächtnis in einem Magazin an- gestellt. Und das, nachdem Adamus den Tasso rezitiert hatte — man denke: den Tasso!

In etwa siebenundzwanzig Vorträgen sprach Morieux — sehr stilvoller Weise — über Voltaire, und bei jeder Spitz- hüberei des Herrn Arouet (Familiennamen Voltaires) mußte er vor unbegreifbarem Vergnügen zeigen. Die Vorträge und Rezitationen wechselten mit Musik, gesungen, gezeitigt und gehämmert, und unter den Musikanten waren solche, die einst- mals echte und namhafte Künstler werden sollten und in diesen Stunden, wenn nicht ihr Bestes, so vielleicht ihr Heiligstes gaben. Auch gemeinsame Ausflüge unternahmen sie, und einer dieser Ausflüge führte sie in den Sachsentwald.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Beamter.

Von Vicente Blasco Ibanez,
autorisierte Uebersetzung von Albert Cronau.

Der Journalist Juan Jauz, der einzige Gefangene in der poli- tischen Abteilung, lag ausgestreckt auf seinem elenden Lager und während er mit bagen Wunden die Risse der Decke betrachtete, dachte er daran, daß er mit dem heutigen Abend im dritten Monat ein- gesperrt war.

Neun Uhr. . . Das Horn hatte im Hof die langgedehnten Töne erschallen lassen, die Stillschweigen geboten. . . Auf den Korridoren hallten mit monotoner Gleichmäßigkeit die Schritte der Aufseher und aus den mit Menschenfleisch angefüllten Schlaffäden ertönte ein gleichmäßiges Geräusch, das dem einer fernen Schmiede oder dem Atmen eines eingeschlafenen Riesen ähnelte; es schien un- möglich, daß in diesem alten, stillen Kloster, dessen Verfall bei dem grellen Gaslicht noch sichtbar wurde, tausend Menschen schliefen.

Der arme Jauz, der gezwungen war, sich um neun Uhr schlafen zu legen, dabei fortwährend Licht vor den Augen hatte und von einer niederdrückenden Stille umgeben war, die glauben machen konnte, daß die Welt gestorben wäre, dachte daran, wie hart seine Rechnung mit den Institutionen ausgefallen war! Verdamnter Artikel! Jede Zeile kostete ihm eine Woche Gefängnis, jedes Wort einen Tag.

Dabei sah Jauz, dem einfiel, daß diesen Abend die Opern- saison mit seiner Lieblingsoper „Lohengrin“ anfang, die Logen mit nackten Schultern und anbetungswürdigen Nacken besetzt, die zwischen den blühenden Edelsteinen zum Vorschein kamen, er sah den Glanz der Seide und das anmutige Hinundherwogen von gekräuselten Federn.

Neun Uhr. . . Jetzt war der Schwan erschienen und der Sohn Parsifals würde vom Publikum mit den Zeichen der Erwartung begrüßt, nun seine ersten Töne hinausschmettern! Und nun bin ich hier! O Gott! Die Oper, die ich habe, ist auch nicht schlecht!

Ja, in der Tat, sie war nicht schlecht! Aus dem Kerker da unten kamen wie aus einem unterirdischen Gewölbe die Geräusche her- vor, womit ein bestialischer Mensch aus dem Gebirge, dessen Hin- richtung wegen unzähliger Morde bevorstand, sein Dasein aus- dehnte. Die Ketten flirrten, als ob das Geräusch von einem Haufen Nägel und alter Schlüssel käme, und von Zeit zu Zeit wiederholte eine schwache Stimme: „Vater . . . unser, der Du bist im Him . . . mel . . . Hei . . . lige Maria“, mit dem furchtsamen, bittenden Ausdruck eines Kindes, das im Arm der Mutter einschlüft. Er wiederholte den monotonen Gesang immer wieder, es war unmöglich, ihn zum Schweigen zu bringen. Die meisten meinten, er wolle sich hierdurch wahnsinnig stellen, um den Hals zu retten; vielleicht hatten auch vierzehn Monate Fölierung in einem unter- irdischen Kerker seinem geringen Verstande einer vom Instinkt ge- leiteten Bestie ein Ende gemacht.

Jauz verfluchte gerade die Ungerechtigkeit der Menschen, die ihn für einige Zeilen, die er in einem Augenblick schlechter Laune hingekritzelt hatte, zwang, jede Nacht vom Delirium eines zum Tode Verurteilten in den Schlaf gelockt zu werden, als er laute Stimmen und eilige Schritte in demselben Stockwerk hörte, in dem seine Abteilung war.

„Nein, hier schlafe ich nicht,“ schrie eine zitternde Distanz- stimme. „Bin ich vielleicht ein Verbrecher? Ich bin ein Beamter der Gerechtigkeit und der Justiz, ebenso wie Sie! Dabei habe ich dreißig Dienstjahre hinter mir! Fragen Sie nur nach Nicomedes . . ., jedemann kennt mich, sogar die Zeitungen haben von mir gesprochen. Nicht allein, daß Sie mich im Gefängnis einflogieren, nun wollen Sie auch, daß ich in einer Dachkammer schlafe, die nicht einmal für die Gefangenen gut genug ist! Ich danke dafür! Dafür liegen Sie mich kommen? Ich bin krank . . . und schlafe hier nicht. Sollen Sie mir einen Arzt. . .“

Trotz seiner Lage lächelte der Journalist nun doch, da ihn die weißliche, lächerliche Tonart, worin der Mann mit den dreißig Jahren Dienst nach dem Arzt verlangte, belustigte. Das Stimm- gemurre wiederholte sich; man diskutierte, als ob man beratschlagte, man hörte Schritte, die immer näher kamen; nun öffnete sich die Tür der politischen Abteilung, und es kam darin eine goldbetreffte Mütze zum Vorschein. . .

„Don Juan“, sagte der Beamte mit einer gewissen Schüchtern- heit, „heute Nacht werden Sie Gesellschaft haben. . . Entschuldigen Sie, es ist nicht meine Schuld, die Not. . . Mit einem Wort, morgen wird der Direktor schon andere Anordnungen treffen. . . Treten Sie herein, mein Herr!“

Nun kam der Herr (es war das ironisch gesprochen) über die Türschwelle; zwei Gefangene folgten ihm, wovon einer einen Hand- locker und ein Bündel Decken und Stäbe trug und der andere einen Sack, in dessen Stoff sich die Ranten einer schmalen, nicht sehr hohen Kiste abzeichneten.

„Guten Abend, gnädiger Herr!“ Er grüßte demütig und mit der zitterigen Stimme, die Jauz zum Lachen gebracht hatte, und als er den Hut abnahm, entblühte er einen kleinen, grauhaarigen, sorgsam ge- schorenen Kopf. Er war ein wohlbeleibter Fünfundzwanziger mit roter Gesichtsfarbe; der Mantel schien ihm von den Schultern zu fallen, und ein Bündel Uhrgehänge, das an einer dicken, goldenen Kette hing, schlug bei jeder Bewegung auf seinem Bauch kitzelnd zu- sammen. Seine kleinen Augen hatten den bläulichen Glanz des Stahls und der Mund schien wie erdrückt von einem gekrümmten Schnurrbart, der herabfiel wie zwei Fragezeichen.

„Entschuldigen Sie,“ sagte er, sich sehend, „daß ich Sie so sehr belästigen muß, aber es ist nicht meine Schuld. Ich bin mit dem heutigen Abendzuge gekommen und nun will man mir eine Dach- kammer voller Ratten geben. Das heißt sich eine Reise!“

„Sind Sie Gefangener?“

„In diesem Augenblick, ja,“ sagte er lächelnd, „aber ich werde Ihnen mit meiner Gegenwart möglichst wenig zur Last fallen.“

Dabei zeigte sich der dickbäuchige Bürgermann so ehrerbietig und demütig, als ob er um Verzeihung dafür bitten wolle, daß er seinen Platz im Gefängnis eingenommen habe.

Jauz blickte ihn fest an; so große Furchtsamkeit erschreckte ihn. Wer war dies Subjekt? Dabei huschten durch sein Gehirn einige unzusammenhängende, kaum skizzierte Ideen, die sich zu suchen und einander zu verfolgen schienen, um schließlich zu einem Gedanken zu werden.

Als von fern wiederum das klägliche „Waterunser“ der ein- geschlossenen menschlichen Bestie ertönte, richtete sich der nervös gewordene Journalist rasch auf, als ob er soeben die flüchtige Idee erwischt hätte, wobei er den Blick fest auf den Sack heftete, der zu Füßen des Neuan gekommenen lag.

„Was tragen Sie da bei sich? . . . Ist es die Kiste mit den Werkzeugen?“

Der Mann schien unschlüssig zu sein, aber schließlich wurde er von der Energie, die in der Frage lag, überwältigt und er neigte den Kopf bejahend. Nun herrschte ein langes, peinliches Stillschweigen. Einige Gefangene stellten das Bett des Menschen in eine Ecke des Saales. Jauz sah den bei ihm einquartierten Gefährten, der den Kopf gesenkt hielt, als ob er den Wunden des anderen sich entziehen wollte, fest an.

Als das Bett gemacht war und die Gefangenen sich zurückgezogen hatten, als dann der Beamte die Tür durch den äußeren Riegel ge- schlossen hatte, setzte sich das peinliche Stillschweigen noch fort. Schließlich machte das Individuum eine Anstrengung und begann zu sprechen.

„Ich werde Ihnen eine schlechte Nacht verursachen, aber es ist nicht meine Schuld. Die da haben mich herüber geschleppt. Ich widersehte mich dem, da ich weiß, daß Sie ein anständiger Mann sind, der meine Gegenwart als das schlimmste empfindet, das ihm in diesem Hause passieren könnte.“

Durch soviel Demut fühlte sich der junge Mann entwaffnet. „Nein, ich bin an alles gewöhnt,“ sagte er ironisch. „Man macht in diesem Hause so schöne Bekanntschaften, daß es auf eine mehr nicht ankommt. Auch scheinen Sie mir kein schlechter Mensch zu sein.“

Nun fand der Journalist, der den Eindrud seiner romantischen Lektüre noch nicht losgeworden war, diese Zusammenkunft sehr originell, ja, empfand sogar ein gewisses Vergnügen daran.

„Ich wohnte in Barcelona“, fuhr der Alte fort, „aber mein Kollege in diesem Bezirk starb vor kurzem, als er sich zum letztenmal betrunken hatte, und gestern, als ich im Gerichtssaal erschien, sagte mir ein Gerichtsdiener:

„Nicomedes . . . denn ich bin Nicomedes Ferruno, haben Sie nicht von mir gehört? Das ist seltsam, die Presse hat

meinen Namen mehrfach gebracht. . . . Nicomedes, auf Befehl des Herrn Präsidenten benutze ich den Zug von heute Abend . . .

„Ich komme mit der Absicht her, mich bis zum Tage der Arbeit in einem Wirtshaus einzuquartieren, und man bringt mich von der Station hierher, ich weiß nicht, aus welcher Furcht oder welcher Vorsicht, und um mich noch mehr zu verhöhnen, will man mich bei den Ratten einlogieren. Haben Sie es gesehen? Ist das eine Art und Weise, Justizbeamte zu behandeln?“

„Lieben Sie das Amt schon viele Jahre aus?“

„Dreißig Jahre, gnädiger Herr. Ich begann es zu Zeiten Isabellas II. Ich bin der Senior der Gilde und habe in meiner Liste sogar politische Verurteilte. Ich bin stolz darauf, immer meine Pflicht erfüllt zu haben. Der jetzige wird der 102. sein. Eine Masse, nicht wahr? Gegen alle habe ich mich, so gut es ging, benommen. Keiner wird sich über mich zu beklagen gehabt haben. Es gab sogar alte Veteranen des Zuchthaus, die, als sie mich im letzten Augenblick sahen, ruhiger wurden und sagten: „Nicomedes, ich freue mich, daß Du es bist.“

Der „Beamte“ wurde angesichts der wohlwollenden, neugierigen Aufmerksamkeit, die ihm Pauze schenkte, nach und nach lebhafter. Er begann „sich zu fühlen“ und sprach immer freier.

„Ich habe auch ein wenig den Erfinder gespielt“, fuhr er fort. „Ich stelle die Apparate selbst her, und was die Reinlichkeit anbelangt, so bleibt nichts zu wünschen übrig. Wollen Sie sie schon?“

Der Journalist sprang vom Bett auf, als wollte er fliehen.

„Rein, vielen Dank, ich glaube es.“

Dabei blühte er mit Widerwillen auf die Hände des Mannes, die innen rötlich und schmierig waren, vielleicht ein Ueberbleibsel der letzten Reinigung, wovon er soeben sprach, aber Pauze schienen sie von Menschenfett durchzogen zu sein, vom Saft jener Hunderte, die seine „Liste“ ausmachten.

„Sind Sie mit Ihrem Amt denn zufrieden?“ fragte er, damit der Alte seinen Wunsch vergäbe, mit seinen Erfindungen zu glänzen.

„Was soll man tun? Man muß sich darin finden! Mein einziger Trost ist, daß man immer weniger arbeitet. Aber wie hart ist dieses Brot! Wenn ich das gewußt hätte!“

Er schwieg nun still und sah zu Boden.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Verschmelzung von Arbeitergesangsvereinen.

Von Eugen Thari.

I.

Wer Gelegenheit hat, Konzerten oder anderen Veranstaltungen von Arbeitergesangsvereinen beizuwohnen, kann da öfters eine merkwürdige Beobachtung machen. Erst singt eine große Zahl von Sängern, der Arbeiterfängerbund, dann aber kommen Vorträge von Einzelvereinen, von vielfach kleinen, manchmal auch ganz kleinen Vereinen. Und während die Leistungen der Gesamtmasse oft sehr hübsch anzuhören sind, ist der Genuß bei den Einzelvereinen oft recht zweifelhafter Art. Und unwillkürlich fragt sich der Denkende, ob diese Zerspaltung in die kleinen Einzelvereine notwendig ist. (Daß sie nicht nützlich ist, darüber ist sich jeder Kundige klar.) —

Mehrere Ursachen hat die Zerspaltung des Arbeitergesangswesens. In großen Städten und auch in kleineren Ortschaften, die sich lang ausstrecken, bedingen es die weiten Entfernungen, daß die Sangeslustigen sich auf verschiedene Vereine verteilen. Wer im Osten einer Großstadt wohnt, kann zum ständigen Lieben oft nur schwer in den Westen kommen. Ein zweiter Grund ist die Lokalfrage. Es ist bekannt, wie schwer es den Arbeiterfängern aus politischen Gründen manchmal gemacht wurde, einen genügend großen Saal zu erhalten. Wenn einmal die Geschichte des deutschen Arbeitergesanges geschrieben wird, wird die Verweigerung von Sälen durch die Wirte usw. nicht das kleinste Kapitel in ihr bilden. Die Folgen des Lokalmangels sind für manche Vereine schon schwerwiegend gewesen. Da nun mehrere kleine Zimmer zu Übungszwecken leichter zu erhalten sind, als ein großer Saal, so ist die Trennung in verschiedene kleine Vereine aus diesem Grunde auch zu begreifen. Aber — dieser Grund kann heute nur noch für politisch zurückstehende Gegenden gelten. In Orten, an denen sich die Arbeiterklasse das Recht auf Existenz — und nicht nur auf Duldung — errungen hat, macht die Lokalfrage in dieser Hinsicht keine Schwierigkeit mehr.

Andere Ursachen zu dem bedauerlichen Auseinanderstreben von Arbeitergesangsvereinen haben in menschlicher Eitelkeit, in allgemeinen menschlichen Schwächen ihren Grund. Die Freude am Vorstandspielen steht vielfach der Einigung der Gesangsvereine im Wege. Das ist allerdings keine Sondereigenschaft der Arbeitergesangsvereine, sondern findet sich auch bei den bürgerlichen Vereinen. Für manchen Sangesbruder hat die Beteiligung an einem Gesangsverein nur dann Wert, wenn er eine Rolle spielen kann, was natürlich in einem kleinen Verein leichter geht als in einem großen. Dann kommt noch die Sängereitelkeit, die sich in kleineren Vereinen auch wohl eher fühlt als in großen, wo eine ganze Masse eitler Sänger sich gegenseitig das Leben schwer machen kann. In diesem Gebiet „Be-

friedigung persönlicher Wünsche“ fällt auch die Auhrit „Geselligkeit“, die sich auch oft der Einigung hinderlich in den Weg stellt. Dies ist ein Punkt, den die Arbeiterfänger getrost den bürgerlichen Vereinen überlassen sollten, die sich längst nach Ständen und Vermögensverhältnissen geschieden haben. Auch die Bildung von Gesangsvereinen aus gleichen Berufen sollte man den Bürgerklassen überlassen. Die Fabrik- und Berufsengesangsvereine in der Arbeiterklasse haben keine innere Berechtigung.

Auch die Frage des Inventarbesitzes und des Vermögensstandes darf kein Hemmnis bilden, wenn bereits bestehende kleine Vereine sich verschmelzen wollen. Es klingt pudig, ist aber Tatsache, daß zum Beispiel der Besitz einer Fahne, auf der der Name des Vereins fein gestickt ist, der Hinderungspunkt für einen solchen Verein gewesen ist, sich mit anderen Vereinen zu verschmelzen. Grund: Der Verein könnte sich dann nicht mehr um das eigene Banner kümmern! Wie wichtig eine solche Fahne für einen Verein sein kann, zeigen unter anderem manchmal die Kassenausweise von Arbeitergesangsvereinen. In Generalversammlungsberichten solcher Vereine fand ich unter anderem bei einem österreichischen Arbeitergesangsverein mit 28 Mitgliedern folgenden Ausweis: 190 Kronen Reifensfonds, 18 Kronen Unterstützungskasse und 227 Kronen Fahnenfonds. Ein Notensfonds ist überhaupt nicht erwähnt. In der Generalversammlung eines anderen kleinen Arbeitergesangsvereins dreht sich die Debatte fast ausschließlich um die Beschaffung einer Fahne. 528 Kronen sind dafür gesammelt.

Alle diese bisher aufgezählten, eine Einigung der Arbeitergesangsvereine hindernden Gründe sind nichtkünstlerischer Art. Nur ein Grund, der künstlerischen Erwägungen entsprang, hat an manchem Ort die Zerspaltung der Arbeiterfänger in viele kleine Vereine begünstigt. Man glaubte, durch gegenseitige Konkurrenz den Ehrgeiz der Vereine wahrufen und vielleicht auch ein größeres musikalisches Leben hervorzurufen zu können.

Sehen wir näher zu: Gewiß hat die Konkurrenz der Vereine auch gutes im Gefolge gehabt. Doch in vielen Fällen ist nur ein falscher Ehrgeiz großgezüchtet worden. Derart, daß kleinere Vereine, die durchaus mit den großen Vereinen konkurrieren wollen, auf ganz falsche Bahnen gedrängt wurden, sich Aufgaben stellten, denen sie absolut nicht gewachsen sein konnten. Chöre, die auf Massenwirkungen berechnet sind, werden von kleinen Vereinen gesungen, Kompositionen von Vereinsdirigenten werden einstudiert, nicht aus künstlerischer Notwendigkeit, sondern weil der Verein den Ehrgeiz hat, mit seinem Dirigenten glänzen zu wollen. Andererseits wieder wird die finanzielle Leistungsfähigkeit der Mitglieder oft aufs äußerste angestrengt. Aber auch die Hoffnungen, die auf ein größeres musikalisches Leben bei Trennung der Vereine innerhalb der Arbeiterklasse gesetzt werden, erfüllen sich nur sehr wenig. Denn im großen und ganzen werden von allen Vereinen die gleichen Lieder gesungen. Die Konkurrenz der kleinen Vereine untereinander hat aber noch einen schlimmen Uebelstand im Gefolge. Das ist das gegenseitige Wegfischen guter Stimmen. Um einen leistungsfähigen Sänger zu kapern, wird alles mögliche aufgestellt, werden ihm die Beiträge erlassen, wird der Besuch der Proben in sein Ermessen gestellt usw.

Nun kann man einwenden, daß ja für das Zusammenwirken der Arbeitergesangsvereine die Arbeiterfängerbünde da seien. Die Arbeiterfängerbünde haben unstreitig mancherlei Gutes geschaffen, vor allem in Konzerten. Doch haben sie, wie bekannt, einen Nachteil; und zwar den Mangel ständiger Gesamtproben. Die Dirigenten wissen davon ein Lied zu singen. Ferner aber entwickeln sich die Sängerbünde so rapid, daß meistens nur ein Teil der Sänger am Konzert wirklich aktiv teilnehmen kann. Das Augenmerk der Arbeiterfänger muß deshalb darauf gerichtet sein, mittelgroße Vereine zu haben, Vereine, die den Vorteil der Bünde mit der ausreichenden Sängerszahl mit dem Vorteil des Einzelvereins in den ständigen Proben verbinden. Und die bestehenden kleinen Vereine sollten unter allen Umständen danach trachten, sich mit ihresgleichen zu solchen mittelgroßen Vereinen verschmelzen, oder sich an einen vorhandenen größeren Verein anzugliedern. Sowohl ökonomische, wie auch künstlerische Vorteile entspringen solchem Zusammenschluß.

Bekanntlich leiden die meisten Arbeitergesangsvereine an starken Schwankungen der Mitgliederzahl. Viel mehr als die bürgerlichen Vereine. Während bei diesen ein starker Stamm sechshafter Sänger fast immer vorhanden ist, an dem sich dann die neu Eintretenden leicht angliedern, ist bei jenen das Verhältnis in der Zahl der Bleibenden und neu hinzukommenden Mitglieder durchaus nicht so günstig. Am ungünstigsten ist dies Verhältnis natürlich bei kleinen Vereinen. Einem solchen kann es gegebenenfalls zustofen, daß eine einzeln Stimmgattung, beispielsweise der erste Tenor, im Laufe weniger Jahre vollständig neue Sänger aufweist. Aber denken wir diesen ungünstigsten Fall weg. Lassen wir bei jeder Stimmgattung jährlich nur zwei bis drei Mitglieder wechseln. Selbst ein solcher Wechsel ist bei einer geringen Sängerszahl schwer zu fühlen. Wenn beispielsweise bei einem Verein von 30 Mitgliedern der erste Bass acht Sänger zählt, so ist es schon recht unangenehm, nur auf fünf Stammsänger rechnen zu können. Verschmelzen sich vier solcher Vereine und haben nun statt acht ersten Basses zweiunddreißig, so machen zwölf neue Länge nicht so viel aus; denn ein Stamm von zwanzig alten Sängern wirkt anders wie einer von nur acht. Hierzu kommt noch, daß durch die Mischung verschiedener Berufe in einem großen Verein die durch Ungunst

Der **Erwerbsverhältnisse** in einem bestimmten Arbeitszweige hervorgerufene Schwankung in der Zahl der Vereinsmitglieder beim großen Verein sich bei weitem nicht so fühlbar machen wird als beim kleinen Verein. Ein Beispiel: Der kleine Verein, der unter 80 Mitgliedern 15 Metallendreher zählt, kann durch Arbeitslosigkeit in diesem Verufe, die starke Abwanderung zur Folge hat, direkt gefährdet sein. Der große Verein wird, abgesehen von allgemeinen industriellen Katastrophen, nie unter die allernötigste Zahl von Mitgliedern kommen, auch in den einzelnen Stimmgattungen nicht. Die Entwicklung der Arbeiterfängerbünde und deren Konzerte sind Beweis hierfür.

Die größere Sicherheit in der Mitgliederzahl vermag in verschiedenen Richtungen günstig zu wirken. So z. B. finanziell. Der Verein ist, z. B. eher in der Lage, arbeitslosen oder kranken Mitgliedern die Beiträge zu stunden. Dann gibt es Dinge, die jeder Verein nur einmal anzuschaffen braucht, einerlei, ob er groß oder klein ist, wie z. B. Partituren. Oder denken wir an Annoncenkosten für Konzerte, Vereinsvergütungen und ähnliches, an etwaige Klaviermiete usw. Die Kosten für alle solche Dinge bleiben sich gleich, ob der Verein 80 oder 120 Mitglieder zählt. Selbst auf die Ausgestaltung der Vereinsvergütungen übt die größere Mitgliederzahl einen wohlthätigen Einfluß aus. Was kann alles unternommen werden, wenn eine starke Mitgliederzahl den Rückhalt gibt!

Kleines feuilleton.

Theater.

Hebbel-Theater. Holländisches Gastspiel: „Die Hoffnung auf Segen“, von Heijermans. Während der Holländer de Vries, dieser Virtuose mimischer Verwandlungskunst im Lustspielhaus ein halbes Duzend Rollen in Heijermans' „Brandstifter“ darstellt, bringen seine Kollegen von der Niederländischen Loonervereinigung einen ganzen Heijermans-Plukus im Hebbel-Theater zur Aufführung. Es ließ sich voraussehen, daß die Vorstellungen bei der geringen Anzahl der hier ansässigen Niederländer und der geringen Bekanntheit mit dem fremdländischen Idiom, zumal die Zugkraft eines weitberühmten Namens fehlt, nur auf mäßigen Besuch zu rechnen haben würden. Schon am ersten Abend waren die Reihen nur mangelhaft gefüllt. Dabei leisteten die Künstler sehr Gediegenes. Sie konnten nach der glänzenden Verförderung, die „Hoffnung auf Segen“ auf Berliner Bühnen gefunden, keine besondere Ueberschätzung bieten, aber die Bilder reichten sich in ihrer sorgfamen Abtönung, in der Echtheit ihrer naturalistischen Farben würdig jenen Aufführungen an. Da war kein Zug, der nach Theater schmeckte. Ja, der Trieb, der Wirklichkeit stets möglichst nahe zu bleiben, die Szenen vor allem, was irgend als eine auf Effekte gerichtete Absicht gedeutet werden könnte, ging hier und da wohl schon über das richtige Maß hinaus. Bei dem Gesang des Arbeiterliedes, den Zusammenprall des trohigen Weert mit dem Needer hätte man einen vernünftigeren Atem revolutionären Elans und mehr Pathos wünschen mögen! Die große Symbolik dieser Szene, die Bedeutung, die in dem ersten Selligen der Marcellaise unter dem armen Fischer-volk liegt, kam bei der Herabdrückung des Tones nicht voll heraus. Inbes, das wäre der einzige Entwurf. Im übrigen verdiente Alexander Post's lebensstrophender, in jedem Zuge anschaulich konzipierter Weert uneingeschränkte Anerkennung. Man fühlte hinter den phlegmatischen Bewegungen die verhaltene Kraft, und seine Züge spiegelten malefisch berechtigt die Wendungen der Stimmung wieder. Prächtigt charakteristisch war nach dem grimigen Troß das breit-zufriedene Manneslachen in den Liebesjahren. Das handfest-berbe muntere Mädchen, das gewohnt ist, Tränen, die ja nichts helfen können, rasch zu verschlucken, und dann aus seinem instinktiven Zutrauen zum Schicksal so furchtbar herausgeschleudert wird, fand in Mina van der Horst eine kongeniale Repräsentantin. In dem Hebermut, der aus dem gutmütigen Antlitz blüht, lag eine wunderbar gesunde, leichtherzige Natürlichkeit, die sich vortrefflich mit dem Eindring ihres resolut zussaffenden Gesamtwezens verband. Sie fesselte auch, wo sie nicht sprach, durch die Nuancen ihres stummen Spiels. Eüher de Voer entwarf eine feine, an dem Milieu gemessen, vielleicht schon etwas zu vergeistigte Skizze der alten Fischerwitwe. Charles Gilhys als jüngerer Bruder Weerts, wirkte padend in der krauphast sich aufbaumenden Todesangst. Die Ensembleleigen zeigten Schulung durch eine tüchtige Regie.

Freie Volksbühne (im Berliner Theater): „Der ledige Hof“. Von Ludwig Angengruber. Dieses Volksstück steht auf einer Formel der Geschlechtmoral. Der Bäuerin vom „ledigen Hof“ hat's ihr Großnecht angetan; er soll ihr Mann werden. Aber sie erwartet von ihm, daß er sich bisher „der Welt ferngehalten hat“, wie sie selber. Angengruber tritt hier der bürgerlichen Anschauung entgegen, welche nur dem Manne das Recht einräumt, bei der Erwählten nach moralischen Gründen zu fragen — nicht auch umgekehrt. Eine Ehe, die sich auf Käufung und Lüge gründet, ist unmoralisch. Als die Bernhoferin erfährt, daß Leonhard sie gelächelt hat, entzagt sie lieber und bleibt ledig. Angengruber weiß recht wohl, daß das Volk sehr

strenge Begriffe von Ehre hat. Diese These führt er gegen die Herrenmoral mit Erfolg ins Feld. Wie in seinen meisten Dramen, steht sich Angengruber auch hier in bewußtem Widerspruch mit einer landläufigen Aesthetik, die da fordert, daß jedes Kunstwerk nur die eine Tendenz habe: „schön“ zu sein. Es ist zweierlei, ob ein großer Dichter oder ein Stümper moralische oder soziale Tendenzen verfolgt. Jener wird auch mit der Tendenz ein reines Kunstwerk zustande bringen — wie Figura zeigt. Der hohe dichterische Gehalt dieses in der „Freien Volksbühne“ zum ersten Male gegebenen Volksstückes trat so recht deutlich durch die musterhafte Aufführung zutage. Mit ihrer monumentalen Darstellung der Agnes Bernhofer bot Elise Pant-Steinert eine künstlerische Leistung ersten Ranges. Ihr zunächst stand Lilly Walldorf als Therese. Die Rolle des Großnechts Leonhard Trübner war bei Magnus Stift und der Lehrer Woldner bei Claudius Werten vorzüglich aufgehoben. Nur der Pfarrer in der Geste des Herrn Ernst Benzinger war komödiantenhaft — daher berseht.

Aus dem Tierreiche.

Ueber den Orientierungssinn der Tiere zerbrechen sich die Gelehrten der Naturwissenschaft mit vollem Recht immer aufs neue den Kopf. Am häufigsten und stärksten wird diese Begabung bei Vögeln hervorgehoben, und es ist in der Tat aufs höchste erstaunlich, wie die Zugvögel nicht nur im allgemeinen die Richtung ihres Fluges zu nehmen wissen, sondern auch ihre alten Nistplätze wieder aufzufinden vermögen. Es ist aber noch die Frage, ob die Zugvögel in dieser Hinsicht am meisten von der Mutter Natur bevorzugt worden sind. Zum mindesten teilen andere und auch niedere Tiere die gleiche Eigenschaft. Noch wunderbarer muß es außerdem erscheinen, daß auch Meerestiere in einem geradezu unbegreiflichen Grade sich auf weite Entfernungen zu orientieren wissen, denn man sollte meinen, daß ein hofffliegender Vogel es in dieser Hinsicht unwehlich noch leichter hat als ein in oder auf dem Meere schwimmendes Tier. Dr. Kidd erwähnt im Aprilheft des „Century Illustrated Magazine“ als Beispiel die Schildkröten, die alle Jahre die Ascension-Insel aufsuchen, um dort ihre Eier abzulegen. Dies Eiland liegt völlig einsam im südlichen Atlantischen Ozean, ungefähr in der Mitte zwischen der Ostküste von Südamerika und der Westküste von Süd-afrika und rund 1000 Kilometer von beiden Festländern entfernt. Da ist es denn wohl als ein Rätsel zu betrachten, wie die Seeschildkröten nach ihren weiten Wanderungen im offenen Meere diese Klippe immer wieder zu finden imstande sind. Jedenfalls scheint der Besitz eines hohen Orientierungsvermögens mit der Stellung des Tieres in der Entwicklungsreihe und mit seiner Intelligenz nichts zu tun zu haben. Er zeichnet ebenso Ragen und Hunde wie die Seehunde und ferner, wie erwähnt, Vögel und Schildkröten in hervorragendem Grade aus. Die Seehunde namentlich finden Jahr für Jahr ganz wie die Schildkröten auf ungeheurer Entfernung, die sie im Meere zurücklegen, an die Küstenplätze wieder zurück, wo sie dem Fortpflanzungsgeschäft obzuliegen pflegen.

Wie groß war das Mammoth? Im letzten Jahre sind wieder so erhebliche Funde von Mammoth-Teilen im Eise Sibiriens gemacht worden, daß sich die Petersburger Akademie sogar zur Entsendung einer besonderen Mammoth-Expedition entschlossen hat. Das Mammoth gehört zu den berühmtesten unter allen ausgestorbenen Tieren und gilt allgemein, sogar im volkstümlichen Sprachgebrauch, als ein Geschöpf, das in seinem tiefen Körperbau alle jetzt lebenden Landtiere übertroffen habe. Da wird es nun um so mehr überraschen, zu hören, daß nach den neuesten Forschungen, die von Dr. Lucas in der Wochenschrift „Science“ behandelt werden, das Mammoth Sibiriens nicht größer gewesen sei als die noch lebenden Elefanten. Es hat sogar den Elefanten des afrikanischen Sudan nicht einmal erreicht. Wäher ist in Sibirien kein Mammoth gefunden worden, das eine größere Schulterhöhe als 200 Zentimeter besessen hätte, und dies wird zuweilen sogar vom indischen Elefanten erreicht und von den afrikanischen Arten um einen ganz erheblichen Betrag, nämlich bis zu 50 Zentimetern, übertroffen. Es muß außerdem noch bedacht werden, daß die Elefanten, denen der Mensch in so grausamer Weise nachstellt, weil sie Gelegenheit zu der allerdings interessanten und gefährlichsten Jagd bieten, nur selten zu einer voll ausgewachsenen Größe gelangen. Namentlich erstreckt sich diese Tatsache auf die Hauer, die der Mensch nicht früh genug in seinen Besitz bringen kann. Noch ein zweiter Irrtum ist in bezug auf das Mammoth zu beseitigen, nämlich die Annahme, daß die Gestalt seiner Stoßzähne wesentlich anders gewesen sei als die der Hauer bei den lebenden Elefanten. Allerdings sind Mammothzähne vorhanden, die eine sehr starke Krümmung und Drehung aufweisen, aber andere gleichen fast vollkommen den gewöhnlichen Elefantenzähnen. Somit ist das Mammoth, abgesehen von der starken Behaarung, die es als Schutz gegen das nordische Klima besaß, den heutigen Elefanten weit ähnlicher gewesen, als man bisher geglaubt hat. Dennoch hat es früher Elefanten gegeben, die weit größer waren; diese bevölkerten aber das südliche Europa und das westliche Nordamerika und sind schon seit viel längerer Zeit ausgestorben.